

Albrecht Moritz

Die Frage nach Gott in der deutschen Literatur

**Von den Anfängen bis zur Gegenwart
Christlicher Glaube im Wandel der Zeit**

Teil 1:

Literatur des Mittelalters

Über dieses Buch:

Es ist hervorgegangen aus einer Reihe von Vorträgen, die ich seit meiner Pensionierung beim Katholischen Bildungswerk Villingen-Schwenningen gehalten habe. So erklärt sich der persönlich gehaltene Ton der Darstellung.

Die Veröffentlichung erfolgt, um einen größeren Kreis von Interessierten anzusprechen, nicht nur angehende Religionslehrer und Germanisten, sondern alle, welche die Frage nach dem Sinn des Lebens und damit die Frage nach Gott, umtreibt. Dazu hat unsere Literatur viel zu sagen. Aufgrund 40 jähriger Erfahrung als Deutschlehrer war es mir möglich, die wesentlichen Stellen aus den Dichtungen vom frühen Mittelalter bis in unsere Zeit hinein aufzuzeigen und knapp zu kommentieren.

Sämtliche Zitate entstammen der Primärliteratur und sind gekennzeichnet. Sekundärwerke wurden nicht benutzt. Damit dürfte die Suche nach Plagiaten erfolglos bleiben.

Viel Interesse und möglichst auch Freude beim Lesen!

Königsfeld im Schwarzwald im April 2013

Dr. Albrecht Moritz

(Oberstudienrat i. R.)

Her Wolfran von Eschilbach.

xluy.



Liebe Leserinnen und Leser! Mit der Frage nach Gott in der deutschen Literatur habe ich mir ein großes Thema gestellt und ich muss Sie gleich zu Beginn um Verständnis dafür bitten, dass ich es natürlich nicht erschöpfend behandeln kann. Aber ich denke, es lohnt sich, die rund dreizehn Jahrhunderte deutscher Literatur unter diesem Gesichtspunkt zu besprechen. Die Frage nach Gott ist für die Menschen aller Zeiten die wesentliche Frage gewesen und wenn sie ausbleibt – wie heute vielfach zu beobachten – dann verflachen Leben und Kultur.

In der ausgehenden Antike hat der Kirchenvater Augustin den schönen Ausspruch getan: „Meine Seele ist unruhig – bis dass sie Ruhe findet, Gott, in dir!“ So kann man mit der Frage bzw. dem Suchen nach Gott alles gewinnen und ohne diese Frage das Wesentliche verlieren.

„Nun sag, wie hast du’s mit der Religion?“ fragt Gretchen voller Sorge Faust, dem es gelungen ist, ihre Liebe zu erwerben. Sie fürchtet, Faust könnte den rechten Weg verfehlen. Seine Erklärungen beruhigen sie nicht: „Wenn man’s so hört, möcht’s leidlich scheinen. Steht aber doch immer schief darum, denn du hast kein Christentum.“

Wir werden später noch genauer darauf eingehen.

Jetzt will ich nur andeuten, wie ich unser Thema behandeln möchte. Ich will – bitte bekommen Sie keinen Schreck – tatsächlich die deutsche Literatur von ihren Anfängen im frühen Mittelalter bis zu unserer Gegenwart durchstöbern und zeigen, wie in ihr die Frage nach Gott gestellt und beantwortet worden ist. Sie werden unter dieser Fragestellung also einen chronologischen Spaziergang durch die deutsche Literaturgeschichte machen und ich kann nur hoffen, dass es Ihnen nicht langweilig wird.

Keine Kultur ist bis in die jüngste Zeit hinein ohne Religion ausgekommen; und wo der sogenannte Atheismus entstand – seit

der Aufklärung im 18. Jahrhundert – da hat es eigentlich immer Ersatzreligionen gegeben. Erinnert sei nur an den Kult der Vernunft als höchstem Wesen zur Zeit der Französischen Revolution, an den Glauben der Kommunisten, man könne in der klassenlosen Gesellschaft das Paradies auf Erden schaffen, und an den widerlichen Personenkult im Nationalsozialismus, in der Diktatur Stalins und in dem China Mao Tse Tungs.

Selbstverständlich haben auch unsere germanischen Vorfahren religiöse Vorstellungen gehabt. Ich möchte hier nicht näher auf ihre Götter eingehen, aber darauf hinweisen, dass sie heute noch in den Bezeichnungen der Wochentage sozusagen drinstecken. So der germanische Kriegsgott Ziu in „Dienstag“ (im Alemannischen „Zistig“ noch deutlicher zu erkennen), der Donnergott Donar im „Donnerstag“ sowie Wotans Gemahlin Freia im „Freitag“. Im Englischen heißt der Mittwoch „wednesday“, also Wotanstag, während unser Wort „Mittwoch“ auf den Versuch der Kirche zurückzuführen ist, die Wochentage vom Heidnischen zu befreien. Es ist bei diesem einen kleinen Erfolg geblieben.

Schwieriger als die Namen der Götter zu bekämpfen, dürfte es gewesen sein, die Gesinnung, die Ethik, unserer germanischen Vorfahren zu ändern. Denn diese war dem christlichen Geist diametral entgegengesetzt. In den uns auf Island in den sogenannten Edda-Handschriften erhalten gebliebenen germanischen Heldenliedern sind die höchsten Verhaltenswerte: Ehrgeiz, Streben nach Reichtum und Macht, Trotz, Mut, Kampfesstärke, Tapferkeit, Bereitschaft zur Rache, vor allem zur Blutrache, Bindung an die Sippe und Einstehen für den Gefolgsherrn sowie furchtloses Sterben im Kampf. Nur so erwirbt man Ehre. Wenn das Schicksal ruft, dann hat man sich ihm zu stellen, auch wenn das absolute Härte erfordert und den eigenen Untergang verlangt.

Kampf und Rache kennzeichnen zum Beispiel das A l t e A t l i l i e d

. Darin kämpft Hagen (hier heißt er Högni) gegen die Hunnen (genauso wie später im Nibelungenlied). Am Ende muss er grausam sterben. Ich zitiere, um eine Vorstellung zu geben, was christliche

Missionare später leisten mussten. Zunächst Hagen (Högni) als Kämpfer:

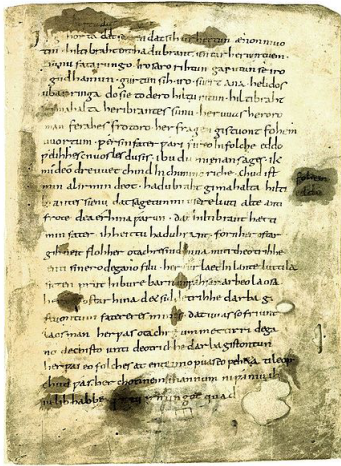
*„Sieben erschlug mit dem Schwert Högni,
in heiße Flamme flog der achte.
So besteht ein Held im Streit die Feinde
wie Högni bestand der Hunnen Überzahl.“*

Nun zu Kriemhilds Rache: Sie lässt Högni bei lebendigem Leibe das Herz herauschneiden. Und wie verhält sich ein Held, der solches erleiden muss?

*„Da lachte Högni, als zum Herzen sie schnitten
den kühnen Kampfbaum; zu klage vergaß er.
Blutig auf der Schüssel brachten sie es.“*

Durch diesen Todesmut, diesen Trotz bis zuletzt, ist Hagen vorbildlicher Held. Denn, so heißt es an anderer Stelle:

*„Besitz stirbt, Sippen sterben, du selbst stirbst wie sie; doch
Nachruhm stirbt nimmermehr: der Toten Tatenruhm“*



*Auf deutschem Boden ist nur **e i n** Heldenlied aus der Völkerwanderungszeit überliefert: Das **Hildebrandslied**.*

Darin sollen die Führer der feindlichen Heere stellvertretend miteinander kämpfen (so etwas hat es einmal gegeben!). Zu seinem Entsetzen erkennt Vater Hildebrand, dass ihm sein bereits als Kind in den Wirren der Völkerwanderung abhanden gekommener Sohn Hadubrand gegenübersteht. Er möchte

den Kampf vermeiden, wird aber von Hadubrand der Feigheit geziehen. Hildebrand ist daraufhin gezwungen, sich dem Kampf zu stellen. „Der sei doch der Feigste, der dir nun den Kampf weigere, nun dich dessen so sehr lüstet gemeinsamen Streites.“ Er weiß, dass er den Sohn töten oder durch dessen Schwert sterben wird. Aber dem Ruf des Schicksals darf er nicht ausweichen, denn es geht um die Ehre; das ganze Heer ist ja Zeuge. In dieser Situation klagt er sein Leid laut vor Gott – man hat schon den Anruf des christlichen Gottes hineininterpretiert; ich meine aber, es ist noch ganz im germanischen Sinne:

*„Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick geschieht!
Nun soll mich das eigene Kind mit dem Schwert erschlagen
oder ich ihm zum Mörder werden.“*

In der „Edda“ ist eine Klage Hildebrands überliefert, die zeigt, wie der Kampf ausgegangen ist; das Ende fehlt nämlich in der altdeutschen Fassung:

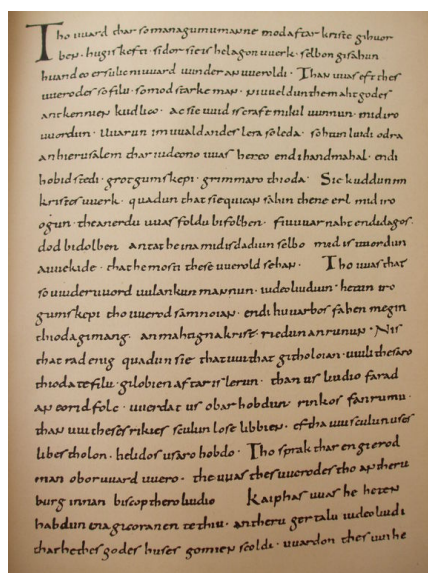
*„Da liegt mir zu Füßen der liebe Sohn,
der Erbnachkomme, der mein eigen ward.
Wider Willen ward ich sein Tod.“*

Wie sollte man den Germanen nun das Evangelium, die frohe Botschaft, vermitteln? Wie sollte man ihnen nahebringen, dass Demut an die Stelle von Stolz zu treten habe, dass Milde und Nächstenliebe höher stünden als Kampf und Blutrache, dass man seine Feinde lieben und Böses mit Gutem vergelten solle? Diese Aufgabe schien fast unlösbar. Wie geschickt man dabei

vorgegangen ist, das mag eine Stelle aus dem *Heliand* belegen. Es war ein sächsischer Klostergeistlicher, der es unternahm, den von Karl dem Großen unterworfenen Sachsen (gemeint sind die Niedersachsen und Westfalen) das Evangelium wie ein Heldenepos zu schildern. Ein Epos ist ja eine Erzählung in Versen. Ich zitiere die Stelle aus dem Johannes-Evangelium, wo geschildert wird, wie Petrus bei Jesu Gefangennahme mit dem Schwert dreinschlägt (Kapitel 18, Verse 10-12):

„Da hatte Simon Petrus ein Schwert und zog es aus und schlug nach des Hohenpriesters Knecht und hieb ihm das rechte Ohr ab. Und der Knecht hieß Malchus. Da sprach Jesus zu Petrus: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide! Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?‘ Die Schar aber und der Oberhauptmann und die Diener der Juden nahmen Jesum und banden ihn.“

Im „Heliand“ wird das so dargestellt, dass Jesus der Herr ist und die Jünger seine Mannen (Degen), die tapfer dreinschlagen, denn es geht darum, den Herrn zu schützen. Ehre und Stolz müssen gewahrt werden, auch wenn es gilt, „in Demut zu dulden“.

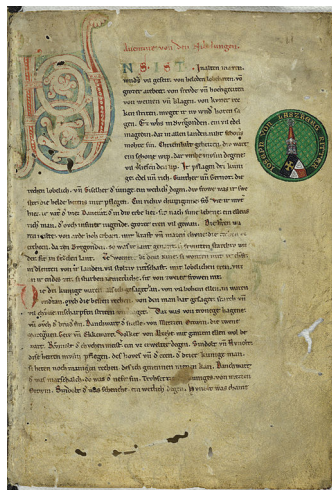


Ich lese die Stelle aus dem altdeutschen „Heliand“ vor, natürlich in einer Übersetzung, die den Stil des Heldenepos, so gut es geht, erkennen lässt.

„... Da brauste im Zorn auf der kühne Petrus, der kräftige Degen,
... und zog sein Schwert zum Streit von der Seite und stob entgegen
dem vordersten Feind mit der Fäuste Kraft.
Dem Malchus ward durch des Messers Schneide

die rechte Seite da rot gezeichnet, das Gehör verhauen.
Am Haupt ward er wund, dass blutig vom Schwert
ihm Backen und Ohr barst im Gebeine. Das Blut sprang nach
und wallte aus der Wunde. Die Wange war schartig
dem vordersten der Feinde. Das Volk machte Raum,
es scheute den Schwertbiss.

Da schalt den Simon sein Fürst und befahl ihm, sofort sein Schwert in die Scheide zu schieben. „Wenn die Scharen ich hier, die bewehrten, wollte mit Waffen bekämpfen, dann mahnte ich den hehren, mächtigen Gott, den heiligen Vater im Himmelreich, mir der Engel eine Anzahl von oben zu senden, die kundig des Krieges. Da könnten die Menschen deren Sturm nicht widerstehen. Auch die stolzeste Menge in geschlossenen Scharen hätte schnell vor ihnen ihr Leben verloren. Allein nun hat es der ewige Vater anders geordnet: Wir sollen dulden in Demut, was dieses Volk uns Bitteres bringt, nicht entbrennen in Zorn, uns nicht wider sie wehren. ...“



Es hat Jahrhunderte gebraucht, bis das Christentum nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich von unseren Vorfahren an- und aufgenommen worden ist. So ist noch im Nibelungenlied, diesem gewaltigen Epos (fast 4000 Strophen!) des hohen Mittelalters (um 1200) der Mensch ganz auf sich gestellt. Schicksal ereignet sich statt Gnade. Höchster Wert ist die Ehre; sie bedeutet Macht, Geltung, Ansehen, äußere Würde. Der Verlust der Ehre

ist gleichbedeutend mit Selbstaufgabe. Die Verletzung der Ehre zieht unweigerlich die Rache nach sich, sie ist das einzige Mittel zur Wiederherstellung bzw. Wahrung der Ehre. Und aus Liebe wird Leid; je größer die Liebe, desto schlimmer am Ende das Leid. Kriemhilds Rache für den getöteten heißgeliebten Siegfried erfüllt sich wie ein Schicksal bis zum Untergang. Ich zitiere dazu die letzten beiden Strophen des Nibelungenliedes, zuerst in der mittelhochdeutschen Fassung, danach in der kongenialen Übertragung Helmut de Boors:

<i>„Diu vil michel ere was da gelegen tot,</i>	<i>(iu wie ü lesen!)</i>
<i>diu liute heten alle jamer unde not.</i>	
<i>Mit leide was verendet des küniges hohgezit</i>	<i>(h = ch!)</i>
<i>als ie diu liebe leide z'aller jungeste git.</i>	<i>(ie=je; git=gibt)</i>

*Ine kann iu niht bescheiden waz sider da geschah: (ine=ich
nicht;sider=seither)
wan ritter unde vrouwen weinen man da sach;
dar zuo die edeln knehte ir lieben friunde tot.
Hie hat das maere ein ende daz ist der Nibelunge not.“*

Die Übertragung lautet (nach H. de Boor):

*„Vom Tode war verschlungen die alte Herrlichkeit,
es blieb den Leuten allen Tränen nur und Leid.
In Jammer war verklungen König Etzels Fest,
wie alle Lust am Ende ja immer Leid nur hinterlässt.*

*Ich kann euch nicht bescheiden, was weiter noch geschah.
Ich weiß nur, dass man Ritter und Frauen weinen sah
und auch die edlen Knappen um lieber Freunde Tod.
Hier hat die Mär ein Ende das ist der Nibelunge Not.“*

*Der äußere Rahmen des gesellschaftlichen Lebens ist im
Nibelungenlied bereits christlich geprägt. Schwertleite und
Hochzeit finden ihren feierlichen Höhepunkt im Münster, wo der
Priester, der Pontifex, also der Brückenbauer zwischen Himmel und
Erde, Gottes Segen für das menschliche Handeln erwirken soll.
Die Herzen der Beteiligten sind aber ganz von Geltungsdrang und
Wahrung des eigenen Ansehens erfüllt. Das zeigt sich bereits am
Aufwand, den man betreibt: Die Frauen schmücken sich mit
Kleidern aus lichten Seidenstoffen und arabischem Gewebe;
dreiundvierzig Jungfrauen folgen ihnen usw. Vor ihnen wollen die
Ritter natürlich glänzen durch prächtige Rüstungen, Helmzier und
edle Rosse, vor allem aber durch ihre Leistungen im Turnier.
In dem christlich geprägten Rahmen entsteht nun der bekannte
Streit der Königinnen, wem der gesellschaftliche Vorrang gebührt.
Dieser Streit führt zu tiefster Beleidigung Brünhilds, was dann die
Tötung Siegfrieds und die Rache Kriemhilds nach sich zieht – bis zur
Vernichtung der Nibelungen.*

*„...Vor des Königs Weibe betrat das Gotteshaus
Kriemhild und ihr Gefolge. So wuchs bitterer Hass.
Drum wurden helle Augen von Kummer trüb und tränennass.*

*Wie herrlich man im Dome in Gottes Dienst auch sang,
des Königs Weibe (Brünhild) dünkte die Zeit doch viel zu lang.
Von Unmut war beklommen das Herz ihr in der Brust.
Dafür noch mancher Recke mit seinem Leben büßen musst’.*“

Man spürt deutlich, wie Christentum und Kirchgang im Nibelungenlied noch rein äußere Formsache sind und jede Verinnerlichung fehlt. Glaube ist hier Sitte und Brauchtum und wird nicht hinterfragt. Das Nibelungenlied schildert eine menschliche Tragödie und hat mit Gott im Grunde gar nichts zu tun. Es geht darum, „wie liebe mit leide zu jungst lonen kann“ (wie Liebe am Ende mit Leid lohnt). Die Frage nach Gott wird in dieser Dichtung noch nicht wirklich gestellt.

Geschrieben ist das Nibelungenlied im Zeitalter der K r e u z z ü g e . Die Kreuzzugs-idee findet im hohen Mittelalter ja begeisterten Zuspruch, weil man nun mit gutem Gewissen dreinschlagen kann. „Gott will es“ ist die Devise. Dazu kommt natürlich die Lust am Abenteuer. Viele nehmen also das Kreuz aus einem gewissen Übermut. Sie heften sich ein Kreuz an ihr Gewand als äußeres Zeichen, dass sie sich am nächsten Kreuzzug beteiligen werden. Schreckliches ist durch die Kreuzzüge geschehen; Tausende sterben schon auf dem Weg ins Heilige Land, das es zu befreien gilt. Diejenigen aber, die im Ersten Kreuzzug 1099 Jerusalem erreichen, richten dort ein furchtbares Blutbad an, um anschließend Gott für den Sieg und die Befreiung Palästinas zu danken. Trotz dieses Widerspruchs, der uns heute kaum fassbar erscheint, trotz des hemmungslosen Tötens der Heiden, haben die Kreuzzüge ganz wesentlich dazu beigetragen, über Gott und Welt nachzudenken. Zwar sind sich seit dem frühen Mittelalter Christentum und Islam an den Nahtstellen bereits immer wieder begegnet: in Spanien, auf Sizilien, in Unteritalien und im Orient. Nun kommt es aber zu einer viel intensiveren Erfahrung, nämlich derjenigen, dass auch die Heiden Menschen sind, in vielen Bereichen des Wissens und der Kultur sogar den Christen überlegen. Von den feinen arabischen Stoffen haben wir ja soeben im Nibelungenlied gehört. Rund 200 Jahre wird man im Morgenland in den sogenannten Kreuzfahrerstaaten mit Muslimen zusammenleben. Lessings Drama

*„Nathan der Weise“, auf das wir noch zu sprechen kommen werden, handelt davon. Man wird in Europa auch infolge der Berichte heimgekehrter Kreuzfahrer nachdenklicher; man wird sensibler und achtet viel mehr auf das, was im Innern der Seele vorgeht. Dazu trägt übrigens auch der *M i n n e - s a n g* bei, der sich seit dem 12. Jahrhundert von der Provence aus als höfische Kunst ausbreitet und die liebevolle Verehrung der Frau – wie bei der Marienverehrung – zum Inhalt hat.*

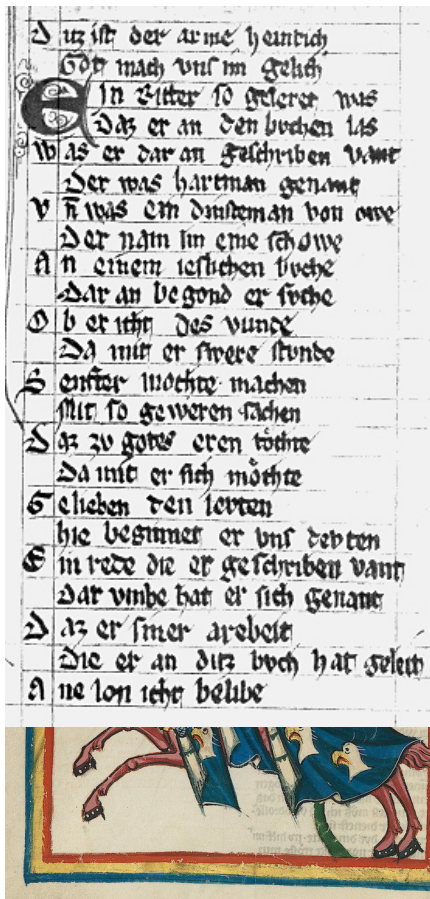
Der Minnesänger kann und darf nicht auf Erhörung hoffen. Es kommt vielmehr darauf an, dass er innerlich wächst und lernt, trotz der Sehnsucht nach der geliebten Frau, der „senenden not“, in Gesellschaft nicht als Trauerkloß zu erscheinen, sondern „hohen muot“ zu zeigen, also in froher, hochgestimmter Verfassung zu sein.

*Es gibt in der überlieferten mittelalterlichen Literatur auch Lieder zu den Kreuzzügen. Darin verraten uns die Dichter, was sie dazu bewogen hat, das Kreuz zu nehmen, sich also zur Teilnahme an einem Kreuzzug zu verpflichten. Interessant in unserem Zusammenhang ist es, dass zum Beispiel *H a r t m a n n v o n A u e* (1168-1220) in seinem *K r e u z f a h r e r l i e d* (um 1190) sagt, es gehe darum, beides zu erwerben: „Der werlte lop, der sele heil“, das heißt: das Ansehen in und vor der Welt wie auch das Heil der Seele. Das klingt bereits ganz anders als im Nibelungenlied, wo sich alles um Ruhm, Rache und Ehre dreht und nirgendwo vom Seelenheil die Rede ist. Und es ist in diesem Kreuzfahrerlied auch schon viel zu spüren von Weltverachtung und Weltflucht. Ausgelöst wird diese Haltung durch die Erfahrung des Todes. Hier ist es der Tod des Lehnsherrn, dem Hartmann in Freundschaft und Treue verbunden war.*

Hartmann von Aue stammt vermutlich aus dem elsässischen Hagenau; genau weiß man es aber nicht, vielleicht ist auch der Ort Au bei Freiburg gemeint. Die mittelalterlichen Dichter haben uns ja keine vollständigen Biografien hinterlassen; was wir von ihnen wissen, beruht meist nur auf mehr oder weniger zufälligen Erwähnungen und Hinweisen. So bleiben sie uns persönlich weitgehend unbekannt wie auch die Erbauer der herrlichen Dome.

Hartmann von Aue, der von sich geschrieben hat, dass „er sogeleret was, daz er an den buochen las“ (dass er so gelehrt war, dass er Bücher lesen konnte), hat uns zwei Ritterromane hinterlassen, natürlich in gereimten Versen geschrieben. (Man muss sich einmal vorstellen Günter Grass hätte seine „Blechtrommel“ in Versen, die sich reimen, verfasst!) Im Mittelalter war das selbstverständlich. In den beiden Romanen Hartmanns geht es um reine Ritterprobleme, die aber heute auch noch im Gewand von Ehe- und Berufsfragen von Bedeutung sein könnten. In dem einen Buch (Erec) „verligt“ (verliegt) sich der Held, weil er zu viel Minne treibt und seine Ritterpflichten vernachlässigt; in dem anderen (Iwein) „verrittert“ er und dabei kommen Frau und Minne zu kurz. Hier geht es also um das rein weltliche Problem der „maze“, das heißt um die rechte Ausgewogenheit von – wie wir heute sagen würden – Privatleben und den Forderungen, die der Beruf stellt.

Die „maze“, also der Weg der rechtschaffenen Mitte, wird Hartmann aber auch zum religiösen Problem. Er sieht die Gefahr, dass der Mensch, wenn es ihm gut geht, in seinem Wohlleben Gott vergisst, von dem er doch alles bekommen hat. Wie Hiob im Alten Testament wird auch der Held in Hartmanns legendenhafter Erzählung „Der arme Heinrich“ gestraft, und zwar dadurch, dass ihn, der zu Beginn der Herr Heinrich ist, der Aussatz befällt. Denn, so heißt es im mittelhochdeutschen Text: „Media vita in morte sumus. – Daz bediutet sich alsus, daz wir in dem tode sweben, so wir aller beste waenen leben“- Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen – das heißt, dass wir in dem Tode schweben, wenn wir wännen, am allerbesten zu leben (ganz wörtlich übertragen!). Der Aussatz, das Verfaulen bei lebendigem Leibe, weist natürlich auf die Vergänglichkeit alles Irdischen. Da er allen sichtbar ist, wirkt er wie ein Brandmal, also als äußeres Zeichen, dass diesem Menschen Gottes Segen entzogen ist. Die Krankheit wird als Gottes Strafe angesehen und die Strafe wiederum ist der Beweis dafür, dass mit der Lebensführung des Betroffenen etwas nicht in Ordnung gewesen sein muss. So kann nur die innere Umkehr des Heimgesuchten eine Wendung zum Guten herbeiführen. Die innere Wandlung muss tiefgreifend sein. Zunächst gilt es, sich selbst zu erkennen, denn –



wie das Sprichwort sagt –
*Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur
 Besserung. Der arme Heinrich, den die
 Gesellschaft wegen des ansteckenden
 Aussatzes inzwischen isoliert hat, denkt
 in der erzwungenen Einsamkeit nach
 und gelangt zu der Einsicht, dass er
 sein Glück und Wohllleben als
 selbstverständlich erachtet und
 darüber vergessen hat, dass er doch
 alles Gott zu verdanken gehabt hat.
 Das aber genügt noch nicht! Er muss
 eine viel härtere Prüfung bestehen.
 Diese meint Folgendes: Ihm wird
 berichtet, dass nur ein Arzt in Salerno
 ihn heilen könne. Dazu müsse dieser
 aber einer Jungfrau, die bereit sei, sich
 für ihn zu opfern, das Herz*

*herausschneiden. Tatsächlich findet sich auch ein junges Mädchen,
 das sich freiwillig für ihn hingeben möchte, und er reist mit ihr nach
 Salerno. Der Arzt will zur Tat schreiten; der arme Heinrich ist in
 einem Nebenraum. Durch einen Spalt beobachtet er, wie sich das
 Mädchen entkleidet. Da erfasst ihn Mitleid, er ruft laut, der Arzt
 solle das Messer fortwerfen, er verzichte auf das Opfer und wolle
 lieber aussätzig bleiben. Er kommt zu der Einsicht: „Swaz dir got
 hat beschert, daz la allez geschehen .Ich enwil des kindes tot nicht
 sehen.“*

*(Was Gott dir zugefügt hat, das lasse alles geschehen. Ich will des
 Kindes Tod nicht ansehen müssen).*

*In diesem Augenblick geschieht das Wunder: Der arme Heinrich
 wird geheilt und aus ihm wird wieder der Herr Heinrich. Wie im
 Märchen endet die Geschichte: Heinrich heiratet nach seiner
 Heimkehr das Mädchen. Im Originaltext heißt es:*

*„Da waren pfaffen genuoge,
 die gaben si im ze wibe.
 Nach süezem lanclibe
 do besazen si geliche*

*Da gab es Pfaffen genug,
 die gaben sie ihm zur Frau.
 Nach herrlichem langen Leben
 besaßen sie beide gleicher Weise*

*das ewige riche.
Also müeze uns allen
zu jungist gevallen!
Den Ion, den si da namen,
des helfe uns got. Amen.“*

*das ewige Reich.
So müsste es uns allen
Am Ende gefallen!
Zu dem Lohn, den sie da bekamen,
Dazu verhelpe uns Gott. Amen.*

Trotz dieses fast märchenhaften Schlusses hat der „Arme Heinrich“ religiösen Tiefgang. Es wird nämlich betont, dass der Mensch sich nicht selbst erlösen kann. Die Verteilung des Besitzes nach Ausbruch der Krankheit an die Armen und an die Kirche reicht ebenso wenig aus wie das Erkennen des eigenen Versagens, der eigenen Schuld, nämlich Gott über dem weltlichen Glück als Spender aller Gaben vergessen zu haben. Erst die völlige Preisgabe aller Hoffnung auf Heilung durch Verzicht auf das Opfer der Jungfrau ermöglicht Gott, Gnade walten zu lassen. Voraussetzung ist also das bedingungslose Sichfügen in Gottes Willen. Heinrich muss einsehen, dass er ohne Gott ein Nichts ist. Hören wir noch einmal in die Dichtung hinein, und zwar die Stelle, die Heinrichs Wandlung formuliert. Wie gesagt, verzichtet er auf das Opfer; er sieht nämlich das Mädchen durch einen Spalt in der Wand:

*„...und ersach sie durch die schrunden
nacket und gebunden,
ir lip der was vil minneclich.
Nu sach er si an unde sich
und gewan einen niuwen muot:
Haltung
in duht do daz niht guot
des er gedaht hate
und verkerte vil drate
sin altez gemüete
in eine niuwe güete.“*

*...er sah sie durch den Spalt
nackt und gebunden,
ihr Körper war liebreizend.
Nun sah er sie an und sich
und gewann eine neue
Haltung
ihn dünkte das nicht gut,
was er zuvor gedacht hatte,
und sehr schnell wandelte er
seine alte Gesinnung
zu einer neuen Güte.*

Leider kann man den Reiz und die ursprüngliche Kraft der mittelalterlichen Sprache nur sehr unbeholfen ins moderne Deutsch übersetzen, erst recht, wenn man es so wortgetreu wie möglich tun will. Hartmann von Aue und auch das Nibelungenlied kann man aber im Original gut lesen, wenn man sich einmal darauf einlässt und die erste Mühe nicht scheut. Mir war es als Student ein großes

Vergnügen, die mittelhochdeutschen Texte kennen zu lernen; man löst sich rasch vom Vorurteil des finsternen Mittelalters und der Vorstellung, „wie wir's zuletzt so herrlich weit gebracht“ (Wagner in Goethes „Faust“). Man begegnet viel mehr Lebensfreude und oft auch einem feineren Humor als in den meisten modernen Dichtungen. Ganz besonders gilt dies von manchen Minneliedern, die ich hier leider, da die Frage nach Gott darin fast keine Rolle spielt, auslassen muss.

Nach dieser Zwischenbemerkung noch einmal zurück zum „Armen Heinrich“: Welch eine Entwicklung von der germanischen Ehr- und Rache-Ethik zu Dichtungen wie diesen! Wir sind damit wirklich im christlichen Mittelalter angekommen. Und – wie gesagt – es lohnt sich noch heute, diese alten Schriften zu studieren. Ich kann es nur bedauern, dass die mittelalterliche Literatur aus den Lehrplänen unserer höheren Schulen fast ganz verschwunden ist.

Die Problematik des „Armen Heinrich“ lässt sich übrigens sehr gut vergleichen mit einem der besten Romane, die im 20. Jahrhundert entstanden sind: mit Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz“. Auch darin wird der nach dem Motto „Mir kann keener“ lebende Franz Biberkopf zurechtgebogen und zur Umkehr gebracht – immer im Hinblick auf Hiob – in der Begegnung mit Leid und Tod.

Noch bohrender als Hartmann von Aue hat der vielleicht größte deutsche Epiker des Mittelalters die Frage des rechten Verhältnisses von Mensch und Gott problematisiert, nämlich W o l f r a m v o n E s c h e n b a c h (ca.1170-1220) in seinem gewaltigen (16 Bücher umfassenden) Epos P a r z i v a l. Hierin haben wir beides: Zunächst die Tradition des germanisch-ritterlichen Heldentums in Gestalt der Abenteuerwelt, der „aventiuere“, wie es im Mittelalter heißt. Dann aber geht es vor allem um das rechte Verhältnis zu Gott und die Frage, wie sich dies mit dem Ansehen in der Welt verbinden lässt.

Zur „aventiuere“ gehört das Streben nach Ruhm und Ehre. Dabei ist das höchste Ziel die Aufnahme in die Tafelrunde des Königs Artus. Zugelassen wird nur, wer ritterliche Heldentaten vollbringt und im Sinne Erecs und Iweins in rechter „maze“ zu leben versteht; kurz:

wer in der Welt als vorbildlicher Ritter gilt. Parzival wird dieses Ziel erreichen und zu solchen Ehren aufsteigen – um danach um so tiefer zu fallen. Er wird von der Gralsbotin Kundrie verflucht werden, weil er sich eine Stellung angemaßt hat, die ihm (noch) nicht zukommt. Denn trotz aller äußeren Erfolge ist er innerlich nicht reif, als Vorbild für andere zu dienen. Ja, er hat sogar völlig versagt, als es darum ging, beim Anblick des leidenden Gralskönigs Amfortas Mitleid zu zeigen. Nur um eine gute Figur in der Gesellschaft zu machen und nicht durch zu viele Fragen lächerlich zu wirken, hat er nämlich sich mit keiner Silbe nach dem Befinden des armen Amfortas erkundigt, der allein durch eine erlösende Frage von seinem Leiden geheilt werden kann.

Das Fragen hätte nichts anderes bedeutet als der natürlichsten Regung zu folgen, nämlich dem Mitleid. Warum dieses Versagen? Das zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Parzival ist von seiner Mutter Herzeloide (=Herzleid) fern von aller Gesellschaft erzogen worden, weil die Mutter vermeiden wollte, dass aus ihm ein Ritter würde. Herzeloide hat nämlich schlimme Erfahrungen mit dem Ritterschaft gemacht. Ihr Mann, Gachmuret, ist einst auf „aventure“ ausgezogen, hat im Orient die „Mohrenkönigin“ („Mohren“ bedeutet wohl Mauren) Belakane geheiratet und mit ihr Parzivals Halbbruder Feirefiz (=gefleckter Sohn, also halb und halb, gemischte Rasse) gezeugt. In anschließenden Kämpfen hat Gachmuret sein Leben verloren. Vor solchem Los will Herzeloide ihren einzigen Sohn Parzival bewahren. Deshalb lässt sie ihn in Unkenntnis der ritterlichen Kultur aufwachsen. Parzival wird so zum „tumben tor“, obwohl er von seiner edlen Geburt her die besten Anlagen hat. Natürlich kann Herzeloide auf die Dauer mit ihrer Isolationsstrategie keinen Erfolg haben. Als Parzival zum ersten Mal vier durchziehenden Rittern begegnet, gibt es kein Halten mehr. Er will selbst in die Welt hinaus, ein Ritter werden und große Taten vollbringen.

Hören wir einen Auszug aus dem „Parzival“, ins heutige Deutsch übertragen, wobei der mittelalterliche Wortlaut so genau wie möglich gewahrt ist. Herzeloide hat sich also in eine einsame Waldlichtung zurückgezogen.

„...So ward der Knabe ...um Königsart gebracht. Aber eine ritterliche

Übung blieb ihm doch: Bogen und Bölzlein, die schnitt er sich mit eigener Hand und schoss die Vögel, die er im Walde fand. Hatte er aber den Vogel geschossen, der vorher so laut gesungen, so weinte er und raufte sich – seine Haare mussten es ihm büßen.“

Schon hier wird deutlich, dass Parzival ein empfindsames Herz hat. Als ihn der Gesang der Vögel zu Tränen rührt, beschließt die Mutter, eben alle Vögel töten zu lassen und gibt ihren Leuten entsprechende Weisung. Parzival ist entsetzt. Es heißt:

„Der Knabe fragte die Königin: ‚Wessen zieht man die lieben Vöglein?‘ Er heischte Frieden für sie.“

Wie schon erwähnt, wird Parzival später vor dem leidenden König Amfortas versagen, weil er die Mitleidsfrage nicht stellt, die ihn erlösen kann. Hier aber wird bereits betont, wie schon der Knabe Parzival vom Gesang der Vögel gerührt ist und dass er nicht begreifen kann, warum die Mutter sie alle töten lassen will. Seine Mutter hat ein Einsehen. Es heißt:

„Da küsste ihn seine Mutter auf den Mund und sagte: ‚Was fälle ich dem in seinen Willen, der doch der höchste Gott ist? Sollten meinetwegen die Vögel nicht mehr fröhlich sein?‘“

Sie gibt ihren Leuten den Auftrag, künftig die Vögel wieder zu verschonen. Zum ersten Mal aber hört Parzival etwas von Gott und sofort fragt er: „Ouwe muoter, waz ist got?“ (Weh, Mutter, was ist Gott?) – und die Mutter antwortet:

„Sohn, das künd ich dir im Ernste: Noch lichter als der Tag ist Er, der ein Antlitz an sich nahm wie der Menschen Antlitz. Sohn, merke dir eine Klugheit: Flehe ihn an in deiner Not. Er hilft der Welt getreulich immerdar. Ebenso aber heißet einer der Hölle Herr, der ist schwarz, er geht mit Untreue um. Von ihm kehre deine Gedanken ab und hüte dich, in Zwiefältigkeit zwischen Gott und Teufel zu schwanken.‘ Seine Mutter lehrte ihn das Finstere und das Licht zu unterscheiden.“

Wie bereits geschildert, ist Parzival nicht mehr zu halten, als er die Ritter gesehen hat. Da die Mutter seinen Auszug in die Welt nicht mehr verhindern kann, hat sie den klugen Gedanken, ihn in Narrenkleider zu stecken und auf einem alten Klepper fortreiten zu lassen. Sie hofft, dass er dann bald verspottet werden und reumütig zurückkommen wird. Für alle Fälle aber gibt sie ihm noch wichtige Ermahnungen mit auf den Weg:

„Auf ungebahnten Wegen musst du dunkle Furten meiden; aber in die seichten und lauterer Furten kannst du kühnlich hineinreiten. Du musst immer recht höflich sein und der Welt Grüße bieten. Wenn dich ein grauer, weiser Mann Zucht lehren will – und das kann er wohl – so sollst du ihm gerne folgen. ... Wo du eines guten Weibes Ringlein mögest erwerben und ihren holden Gruß, da greif zu! Es macht dir allen Kummer gut. Du sollst sie fleißig küssen und fest umfassen. Das bringt dir Glück und stolzen Mut, wenn sie ehrlich und gut ist.“

Dann fügt sie noch hinzu, dass es einen Ritter namens Lähelin gibt, der ihr sehr geschadet hat. „Dies räch’ ich, Mutter, will es Gott! Mein Gabilot (Lanze), das trifft ihn schon!“

Die Lehren der Mutter, die ja überwiegend in Bildern kindgemäß gesprochen hat, wird Parzival wortwörtlich befolgen. Er wird es nicht wagen, einen kleinen Bach zu überqueren, weil er im Schatten liegt und einer dunklen Furt gleicht; er wird eine verheiratete Frau, deren Mann gerade abwesend ist, fest an sich drücken und ihr den Ring abnehmen und er wird den ersten Ritter, der ihm begegnet, töten, ohne danach zu fragen, ob es Lähelin ist. Über sein Narrenkleid wird er dessen Rüstung anziehen. Das ist natürlich symbolisch zu verstehen: Parzival ist nun zwar äußerlich ein Ritter, aber innerlich immer noch der dumme Tor.

Diese Torheit legt er weitgehend ab, als er von dem erfahrenen Ritter Gurnemanz sozusagen „in die Mangel“ genommen wird. Gurnemanz macht aus Parzival, der ja die besten Anlagen hat, einen Ritter, der sich in Gesellschaft sehen lassen kann und der auch nicht mehr überflüssige und töricht wirkende Fragen stellt. So kann Parzival zu höchsten Ehren aufsteigen. Er wird Mitglied der Artusrunde, gelangt zur Gralsburg und – versagt vor dem leidenden König Amfortas.

Denn – und das ist die Kritik Wolframs am Ritter-Ideal seiner Zeit – die formvollendete Erziehung eines Ritters geht zu Lasten der natürlichen Regungen des Herzens. Parzival, der doch ein gutes Herz hat, unterdrückt jede Mitleidsäußerung, um – wie Jugendliche heute sagen würden – cool, also abgeklärt, als Mann von Welt zu erscheinen. Damit aber versagt er im menschlichen und im christlichen Sinne. Die Folge ist die Verfluchung und die Verstoßung



aus der Artusrunde.

Parzival ist derart „perplex“ und aufgebracht, dass er die Welt nicht mehr versteht. Von höchstem Ansehen ins Nichts verstoßen zu werden, wie kann das angehen? Da er keinen Fehler bei sich selbst sieht, richtet sich sein ganzer Zorn gegen Gott. Er ruft trotzig aus:

„Ich was im dienest undertan,
Ich war ihm zu Dienst undertan,
sit ich genaden mich versan.
Seit ich seine Gnade spürte.
Nu will ich im dienest
widersagen: Nun will ich den
Dienst kündigen
hat er haz, den will ich tragen!“
seinen Hass will ich ertragen.

Parzival versucht nun ein Leben ohne Gott zu führen. Im Mittelalter bedeutet das ein Dasein in völliger Isolation, losgelöst von der gesamten menschlichen Gemeinschaft. Parzival ist zunächst überzeugt, er könne sein Los selbst in die Hand nehmen, der Trotz bestimmt sein Verhalten. Aber nach vierjährigem Herumirren in der Welt ist seine Seele wund; er sehnt sich nach Aussprache und leidet unter seiner Vereinsamung. Da begegnet er – in voller Rüstung – am Karfreitag einem Ritter, der sich mit seinen Angehörigen auf einer Pilgerfahrt befindet und entsprechend unkriegerisch gekleidet ist.

Parzival hat in seiner Isolation gar nicht gewusst, dass es Karfreitag ist. Nachdem es zu einer Aussprache gekommen ist, rät der pilgernde Ritter Parzival, einen frommen Einsiedler aufzusuchen, der in der Nähe wohnt, das sei „ein heiliger Mann, der kann Euch raten und Buße auferlegen für Eure Missetat. Wollt Ihr ihm Eure Reue kundtun, so wird er Euch von Sünden erlösen.“

Das traurige Leben in der Gottesfeindschaft und Gottesferne, das Parzival vier lange Jahre geführt hat, die Sehnsucht nach Frieden

mit Gott und den Menschen, das alles hat Parzivals Stolz längst erschüttert und ihn darauf vorbereitet, Schuld auch bei sich selbst zu suchen. Als er bei dem „heiligen Mann“, dem frommen Klausner Trevrizent, ankommt, bittet er diesen um Aussprache mit den Worten:

*„Herre, nu gebet mir rat, Herr, nun gebt mir Rat
ich bin ein man, der sünde hat.“ Ich bin ein Mann, der Sünde hat.*

Parzival spricht nun alles aus, was ihn seit Jahren belastet, und Trevrizent macht ihm klar, wie sehr er in seiner Jugend gefehlt hat. So hat er gar nicht bemerkt, dass seine Mutter beim Abschied tot niedergesunken ist; Parzival hat sich nämlich nicht mehr nach ihr umgeschaut. Jeschute, die Frau, der er in seiner Unwissenheit den Ring geraubt und die er fest an sich gedrückt hat, ist von ihrem Mann verstoßen worden. Und Amfortas, der durch die Mitleidsfrage hätte erlöst werden können, muss weiter leiden.

Man sieht, alle Schuld, die Parzival auf sich gehäuft hat, ist von ihm eigentlich unbeabsichtigt entstanden. Der tiefsinnige Wolfram spricht in seinem gewaltigen Parzival-Epos bereits das Problem an, dass man, ohne es zu wollen, sich in Schuld und Sünde verstricken kann.

Goethe hat dies später in seinem Roman „Wilhelm Meister“ so ausgedrückt:

*„Ihr (die Götter bzw. Gott) führt ins Leben uns hinein,
ihr lasst den Armen schuldig werden.
Dann überlasst ihr ihn der Pein.
denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“*

Aber wir befinden uns im christlichen Mittelalter, und das kennt den Weg zur Erlösung; es muss sich nicht in tragischen Widersprüchen verstricken und den Helden scheitern lassen wie z.B. in der Antike Ödipus. Trevrizents Rat für Parzival lautet:

<i>„Nim buoze vür missewende und Sorge et um din ende, daz dir diu arbeit hie erhol daz dort diu sele ruowe dol.“</i>	<i>Büsse für deine Schuld und Sorge dich um dein Ende, damit dir die Mühe hier erwerbe, dass dort die Seele Ruhe habe.</i>
---	--

So kann Parzival vor ihm beichten und mit der Hoffnung von ihm scheiden, dass sich alles zum Guten wenden wird. Trevrizent entlässt ihn mit den Worten:

*„Gip mir din sünde her - Gib mir deine Sünde her -
vor got ich bin din wandels wer - vor Gott bin ich Bürge deiner
Wandlung -
und leiste als ich dir han gesaget. und tue, was ich dir gesagt
habe.
Belip des wilen unverzaget.“ Bleibe indessen unverzagt.*

Und tatsächlich wird allmählich Gottes Gnade an Parzival sichtbar. Ohne zu wissen, dass es sein Halbbruder Feirefiz ist, will er ihn im Kampf bestehen, aber beim ersten Schlag zerbricht sein Schwert. Die beiden ziehen die Rüstungen aus, erkennen sich und statt sich zu hassen, umarmen sie sich.

*„Parzival vant hohen vunt Parzival machte einen kostbaren
und den liebsten den er vant. und den liebsten Fund.
Der heiden schiere wart erkannt: Der heide war gleich erkannt:
wande er truoc agelstern mal. Denn er trug das Mal der Elster.
(er war schwarz und weiß!)*

*Feirefiz und Parzival Feirefiz und Parzival
mit kusse understuonden haz: beendeten Hass mit einem Kuss:
in zam auch beiden vriuntschaft baz Beiden stand auch
Freundschaft*

*besser
dan ein einander herzen nit. als der Neid der Herzen.
Triuwe und liebe schiet ir strit. „ Treue und Liebe beendeten ihren
Streit.*

Mit Feirefiz gemeinsam erreicht Parzival noch einmal die Gralsburg und nun stellt er die erlösende Frage: „Oeheim, waz wirret dir?“ (Onkel, woran leidest du). Damit kann er Amfortas' Leiden beenden. Als vorbildlicher Ritter und innerlich gereifter Mensch darf Parzival nun Gralskönig werden, somit hat er das Höchste erlangt, was ein Mensch im Leben erringen kann:

*„Swes Leben sich so verendet, Wessen Leben so endet,
daz got nicht wirt gephendet dass Gott nicht wird betrogen*

*der sele durch des libes schulde
und der doch der werlt hulde
behalten kann mit werdekeit:
daz ist ein nütziu arbeit.“*

*um die Seele wegen des Leibes
und der doch die Gunst der Welt
mit Anstand behalten kann:
Das ist eine lohnende Mühe.*

*Über sechs Jahrhunderte später hat Richard W a g n e r das
Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ komponiert. Beeinflusst von der
Philosophie Arthur Schopenhauers, steht für Wagner die Erlösung
aus Sünde und Leid - also den Folgen des triebhaften Willens zum
Leben - durch das Mitleid im Zentrum seines Musikdramas. Es gibt
vielleicht keine reinere, geradezu himmlische Musik als das Vorspiel
zu Wagners „Parsifal“. Sie sollten es zum Abschluss dieses
literarischen Ganges durch die deutsche Literatur des Mittelalters,
der unter der Frage nach Gott gestanden hat, wenn es Ihnen
möglich ist, noch einmal hören.*